Ein Fall für die Nachwelt

Eine Boots- und Kletterreise zu den Äußeren Hebriden

Von Susanne Taggruber

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

»Unter dem Westwind und am Rande der Welt«

Im Jahre 1764 berichtet James Boswell dem großen Aufklärer Voltaire von seinem Plan, die Hebriden zu bereisen. Der sieht ihn an, als wolle er zum Nordpol: »Sie bestehen nicht darauf, dass ich Sie begleite?« – »Nein, Sir.« – »Dann bin ich sehr dafür, dass Sie reisen.«

Bis heute sind es eher Romantiker, die dem Zauber dieser Landschaft verfallen, die geprägt ist vom rauen Nordatlantik und seinem Widerpart, den imposanten Basaltarchitekturen der Inselklippen. In großem Bogen, Wellenbrechern gleich, sind die Äußeren Hebriden der Nordwestküste Schottlands vorgelagert. Die Hauptinseln Lewis und Harris, die beiden Uists, Eriskay und Barra sind bewohnt und über die 70 Kilometer breite Minch mit Fährschiffen erreichbar. Nur mit dem Charterboot zugänglich sind dagegen die verlassenen Inseln im Süden der Gruppe. Und nach St. Kilda, dem Archipel »unter dem westlichen Horizont«, kommen eigentlich nur Soldaten der British Forces, Wissenschaftler, ja, und manchmal Touristen. Dorthin, zu den unbewohnten Inseln der Äußeren Hebriden, brechen wir an einem Tag im Mai auf …

Leinen los!

Die Eda Frandsen dümpelt schon am Pier des Hafenstädtchens Mallaig, gut 60 Kilometer von Fort William entfernt, als wir zu acht am Fährhafen eintreffen. Aus der Kombüse stemmt sich eine rundliche Gestalt mit blauen Sternenaugen im wetterroten Gesicht: Toby Robinson. Der Skipper, erst 24 Jahre alt, kennt sein Schiff in- und auswendig, schließlich hat er den historisch getakelten Gaffelkutter zusammen mit Vater Allen in der eigenen Werft selbst gebaut. Für einen zehntägigen Törn mit alpinistischen Ausflügen in die Inselklippen war der Wahlschotte schnell gewonnen. Ungläubig mustert er nun allerdings die Berge von Kletter-, Zelt- und Fotoausrüstung, die wir an Bord schaffen. Unsere Blicke dagegen messen skeptisch den kleinen Mann auf dem großen Boot: Der Nordatlantik vor Schottland ist berüchtigt für Stürme und Wellen, Klippen und Untiefen. Bei aller Abenteuerlust steht uns der Sinn nicht nach einem kühlen Seemannsgrab am Grunde des Minch.

Endlich ist alles verstaut und die Begeisterung für das stolze Schiff bricht sich Bahn. Toby erklärt die Bordtechnik und weist uns in das Hissen und Bergen der fünf Segel ein. Dann laufen wir aus. Um den günstigen Ostwind mit voller Segelfläche einfangen zu können, müssen alle mit anpacken. »Two-six-heave, two-six-heave«, tönt es im Chor. Alle hängen an den Tauen – und bekommen einen Vorgeschmack auf die Handarbeit im senkrechten Fels, die noch vor uns liegt. Toby kommandiert die Mannschaft vom Steuer aus, während Anthony, der zweite Mann an Bord, verhindert, dass die rohen Kräfte der Landratten unserer Reise ein vorzeitiges Ende setzen. Langsam nimmt ein Lap-

pen nach dem anderen Kontur an, flattert in der steifen Brise und bläht sich schließlich zu voller Größe auf. Das Boot neigt sich langsam zur Seite, nimmt Fahrt auf, und dann schwappen auch schon die ersten Wellen über Deck.

In der Vertikalen

Nach einigen Stunden im rythmischen Auf und Ab erreichen wir am späten Nachmittag die unbewohnte Inselgruppe an der Südspitze der Äußeren Hebriden: Berneray, Mingulay und Pabbay. Pausenlos klicken die Kameraverschlüsse, als wir die monumentale Bogenarchitektur an der Steilküste von Pabbay umrunden. 150 Meter senkrechter Fels! Schnell wird klar, dass alle Kletterrouten Kraftausdauer und vor allem Mut erfordern: Brüchiges Gestein, wenige Sicherungsmöglichkeiten und »Sackgassen« sind möglichen Widrigkeiten einer Erstbegehung. Und auch in den senkrechten Wänden nisten auf den wenigen Vorsprüngen Eissturmvögel. Das Fernglas vor Augen, prüfen die erfahrenen Alpinisten mögliche Routen und Standplätze. Da wir den Einstieg vom Wasser her wagen müssen, werden Tide, Wind und Wellen mit entscheiden, wo wir anlanden können.

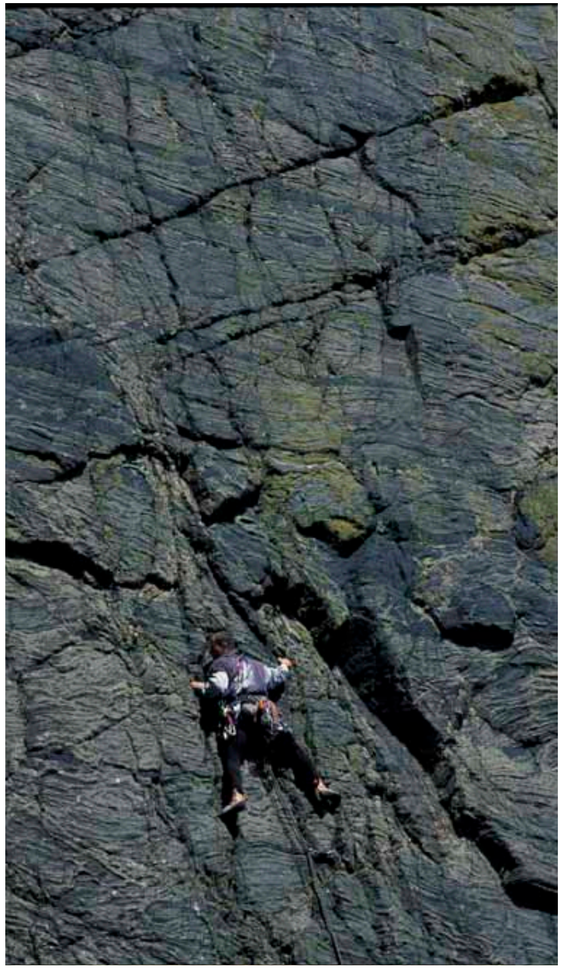
Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

In einer Bucht vor der Ostküste von Mingulay gehen wir vor Anker. Die Sonne hält sich eben noch über dem Hügelkamm, Abendlicht modelliert die grünen Buckel, in denen das Grasland zum weißen Strand hin abfällt. Auf halber Höhe steht ein Haus mit vernagelten Fenstern; näher am Strand, zu beiden Seiten eines Bächleins, ragen halb versunkene, halb abgetragene Gevierte aus Steinbrocken und umgestürzte Grabkreuze aus dem Sand: das verlassene Dorf. Jenseits der Hügelkuppen stürzen jäh die Kliffs aus schroffem Gneis ins Meer. Ihre Höhe wird nur an den Seevögeln ungefähr abschätzbar, die tief unten mit den Schaumkronen der Brandung verschmelzen. Dahinter dehnt sich der große blaue Spiegel des Atlantik ununterbrochen bis Amerika. Ehrfürchtig wie Gläubige und verstohlen wie Grabräuber betreten wir das Eiland, als gäbe es hier Mysterien zu entdecken: Et in Mingulay ego …

Nach einer Nacht im Zelt ist unsere Ehrfurcht soweit abgeklungen, dass wir uns der Insel alpinistisch nähern – natürlich dem schottischen Kletterethos treu: Gesichert wird nicht mit Bohrhaken, sondern mit Schlingen und Klemmkeilen, die vom Nachsteiger wieder entfernt werden. Gegen den kontinentalen Trend zum bloß sportlichen Klettern sperren sich die Schotten mit der Sturheit und dem Heldenmut der Highlander, und so bleiben sie weitgehend unter sich. Daher staunen einige schottische Kletterhelden nicht schlecht, als sich Monate später herausstellt, dass wir ihnen ausgerechnet an diesen entlegenen Inselklippen mit eindrucksvollen Erstbegehungen zuvorgekommen sind.

Die Windverhältnisse an den folgenden Tagen sind ideal, um mit dem Dinghi an die Felswände von Pabbay heranzukommen. Zwei Zweierseilschaften wagen den Einstieg in direkt benachbarte Linien, die rund hundert Meter steil nach oben führen. Das obere Drittel hängt in schwer einzuschätzendem Maße über, darunter sind Platten, Risse, Verschneidungen, Dächer. Sieht schwierig aus, aber wenigstens sind in keiner der Routen brütende Vögel zu sehen. Wir springen vom Dinghi aus beherzt den seepockenbewehrten Fels an. Der rauhe Gneis bietet den schmiegsamen Sohlen der Kletterschuhe guten Halt.



Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen.

Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Ralf und ich steigen rechts ein. Die Sonne brennt, unter uns zucken weiße Gischtblitze über die blauschwarze See. An der Grenze von Licht und Schatten schleicht Ralf über glatte Steinplatten aufwärts, windet sich durch Risse und stemmt sich auf überhängende Felsquader. Mit träumerischer Sicherheit tanzt er hinauf, das Seil gleitet zügig durch meine Hände. Doch kurz vor dem ersten Standplatz: ein dumpfer Schlag. Dann saust ein tonnenschwerer Felsklotz an mir vorbei und donnernd ins Meer. Einen bangen Augenblick später spannt sich das Seil, reißt mich von den Füßen. Dann baumelt Ralf wieder knapp über mir, grinst: Alles klar, einer von drei Klemmkeilen hat den Acht-Meter-Sturz gehalten, die anderen Keile klappern am Seil. Meine Knie zittern noch, da klettert Ralf schon wieder hinauf, macht Stand. Ich steige nach. Die Sohlen kleben förmlich am rauen Fels. Die Kletterei ist Genuss pur, da sind wir uns einig. Nach drei Stunden Aufstieg sieht die Eda Frandsen mit Toby an der Reling winzig klein aus. Und irgendwo über uns markieren Grasbüschel das Ende der lustvollen Quälerei.

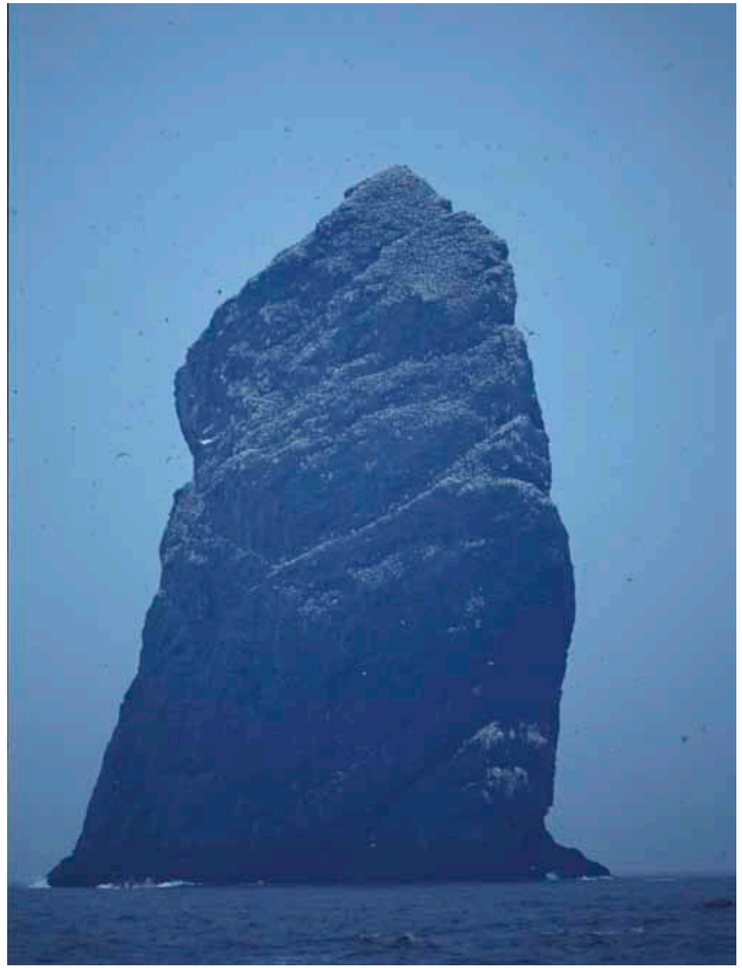
In der Nachbarroute, links von uns, fluchen Rolf und Jo: Die Route ist schwerer als gedacht, die beiden klettern an ihrer Leistungsgrenze. In der zweiten Seillänge wird Rolf im Vorstieg von einem aufgebrachten

Eissturmvogel mit ätzender Flüssigkeit bespuckt. Aber irgendwie kommen die beiden nach vier Stunden doch oben an, hohläugig und mit blutigen Fingerspitzen. Toby lässt Boot Boot sein und stürmt begeistert an Land: Ein VIII. Schwierigkeitsgrad, clean geklettert – cool! Die Route ist ein echtes epic. So nennen die Schotten jene Geschichten, die ihre Heldentaten der Nachwelt überliefern. Historische Massaker hauptsächlich.

Ans Ende der Welt

Mit wunden Fingern lauschen wir zwei berauschende Klettertage später dem Knistern aus dem Funkgerät. Vom Wetter hängen unsere Chancen ab, nach St. Kilda zu kommen. Wenige Karten von Schottland verzeichnen das Archipel, das weit draußen im Nordatlantik liegt: »unter dem Westwind und am Rande der Welt«, wie es in einer Chronik von 1380 heißt. Immerhin gibt es dort die entlegenste Kneipe Großbritanniens, die höchste Seeklippen Europas und die größte Basstölpelkolonie der Welt zu bestaunen. Die Küstenwache gibt Sturmwarnung: Windstärke acht aus Südost. An eine Überfahrt ist vorerst nicht zu denken. In Castlebay, der 300-Seelen-Kapitale von Barra, warten wir ab. Alle sind reif für ein Guinness im Pub, der sonntagmittags immerhin für zwei Stunden geöffnet hat. Wettergegerbte, schweigsame Männer nutzen die Gunst der Stunde für ein Stout am Tresen. Die wenigen Jungen stoßen lustlos Billardkugeln über den Filz. Pünktlich läutet der Wirt last order, dann kehrten wir durch Sturm und Regen zurück an Bord.

Toby will nun endlich die Fahrt nach St. Kilda riskieren. Während er das Boot checkt, vertäuen wir alle beweglichen Teile sturm-



Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

fest. In den letzten Tagen ist die Enge an Bord spürbar geworden, der Fahrt über den offenen Atlantik sehen wir euphorisch entgegen.

Bald ist kein Land mehr in Sicht, der Horizont schließt sich zu einem vollendeten Kreis. Die Eda Frandsen kommt uns wie eine Nussschale vor und wir uns wie Pioniere.

Nach fünf Stunden schält sich ein violetter Kegel aus dem Dunst: Dahinter taucht die Hauptinsel Hirta auf, mit ihren scharf gezackten, 400 Meter senkrecht aufragenden Klippen aus schwarzem Gabbro. Im Umkreis dieser Wind- und Wellenreflektoren ist die Eda Frandsen ein Spielzeug der brodelnden See. An eine Einfahrt in den Hafen von Village Bay ist nicht zu denken. Wir müssen durch die weiß schäumende Enge zwischen Hirta und dem Seefelsen Stac Donar auf die Nordseite der Insel. Toby kurbelt das Steuer wild hin und her. Wände aus weißer Gischt und schwarzem Fels nehmen uns abwechselnd die Sicht. Dann sind wir durch, im Windschatten der Insel. Und plötzlich ist alles ruhig: Die See ist glatt, und Kegelrobben planschen neugierig um das Schiff herum. Toby landet uns an und wir wandern hinauf zum Conachair. Der schwarze Fels stürzt hier, vom höchsten Punkt der Insel,

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

schwindelnd tief hinab, umschwärmt von Abertausenden Seevögeln. Hitchcocks gefiederte Statisten produzieren eine Kakophonie kreischender, krächzender und klagender Laute; einige Vögel setzen im Tiefflug über uns hinweg. Hier und vor allem auch auf den benachbarten Seefelsen Stac An Armin und Stac Lee brüten achtzehn, teils sehr seltene Seevogelarten, darunter die größte Basstölpelkolonie der Welt. Die durch Erosion aus dem Gestein des ehemaligen Ringvulkans gefrästen Balkone bieten den Vögeln einzigartige Brutbedingungen. Und auch unter Wasser beherbergen Tunnelsysteme und Höhlen eine farbenprächtige Fauna. Die UNESCO würdigte den naturhistorischen Rang des Archipels, indem sie es 1986 zum Welterbe erklärte.

Der Wind hat gedreht, so dass wir mittags in der Village Bay ankern können. Das frühere Dorf besteht heute aus einer Reihe verfallener Steinhäuser, von denen drei restauriert worden sind. Eines beherbergt ein kleines Museum, das die Jahrtausende alte Siedlungsgeschichte von St. Kilda dokumentiert. Ein vergilbtes Foto zeigt ärmlich gekleidete Männer, die mit langen Ruten in den Klippen hantieren: Klettern war für die cragsmen von St. Kilda kein Freizeitsport, sondern ein riskanter Beruf. Der Vogelfang bildete die Existenzgrundlage der

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Ich bin eine Bildlegende und momentan nur als Platzhalter zu gebrauchen. Ich bin aber zuversichtlich, dass mir der Autor zu gegebener Zeit einen sinnvollen Inhalt einhaucht.

Siedler. Heute noch prägen Hunderte von cleits, torfgedeckte Steinkuppeln, in denen der Fang getrocknet wurde, die Landschaft der Hauptinsel Hirta. Im 19. Jahrhundert entfremdete der Kontakt mit der Außenwelt die Insulaner ihrer weitgehend autarken Lebensweise, so dass 1930 die letzten 36 Siedler auf eigenen Wunsch evakuiert wurden. Heute dient eines der restaurierten Häuser den Arbeitstrupps des National Trust for Scotland als Unterkunft, wenn sie in den Sommermonaten zu Ausgrabungen und Naturbeobachtungen nach Hirta kommen. Die bunten Laken, die vor dem alten Haus flattern, kontrastieren mit dem provisorisch anmutenden Komplex grauer Blechbaracken der British Forces im Osten der Dorfstraße. Ein Dutzend Soldaten betreut im Sechs-Monate-Turnus ein Leitradar für Raketen und schiebt ansonsten eine ruhige Billardkugel im Puff-Inn, der abgelegensten Kneipe Großbritanniens. Unter der Greenpeace-Flagge stoßen hier Soldaten, Wissenschaftler und hin und wieder Segeltouristen mit kühlem Stout an, während draußen der Sturm um die Ecken der Wohncontainer pfeift.

Ein Paradies, nur für Aussteiger

Der Abend beginnt gerade gemütlich zu werden, als Toby zum Aufbruch drängt: Es hat eine Sturmwarnung gegeben. Noch in der Nacht laufen wir aus und segeln zurück in Richtung Innere Hebriden. Die Höhepunkte der Reise liegen hinter uns, Whisky, Haferkekse und Diafilme sind rationiert. Ein letztes Mal stürzen alle zu den Kameras, als vor der Insel Canna ein Schwarm Delphine das Boot eskortiert. Dann geht es vorbei an den Inseln Muck, Egg und Rum zurück zur Halbinsel Knoydart. Dort sitzt Allen Robinson, der Schiffbauer im Unruhestand, auf der Türschwelle und schaut über den Sund, der Sonne nach. In der Bucht liegt die Eda Frandsen, bereit, weitere Häfen zwischen Grönland und Neu Guinea anzulaufen. Unsere eigenen Sehnsüchte liegen momentan viel näher: eine heiße Dusche und eine warme Mahlzeit – das reicht uns jetzt vollkommen.

Im holzgetäfelten Gemeinschaftsraum trägt eine Rothaarige Hirschbraten und selbstgebackenes Brot auf. Allen gibt Whisky aus. Später wird mit Geigen und Gitarren zum schottischen Rundtanz aufgespielt – jeder mit jedem, immer im Kreis. Man meint ihn zu spüren, den echten schottischen Hochlandgeist. Doch ebenso wenig ursprünglich wie das einst dicht bewaldete, nunmehr kahl gerodete Land ist die Idylle auf Knoydart. Echte Schotten wird man hier nicht finden – nur zivilisationsmüde Engländer. In Knoydart ist selbst der Barde ein englischer Aussteiger. Es stimmt also nicht, was der Londoner Kritiker Samuel Johnson einst schrieb: »Der Verlust von Einwohnern hinterlässt eine bleibende Leere auf den Hebriden, weil niemand, der in anderen Teilen der Welt geboren ist, sich diese Gegend zum Wohnsitz wählen wird.«